

---

**Hans Ulrich Gumbrecht**, *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart*. Suhrkamp, Berlin 2012. 369 S., € 24,95.

Bevor die Thesen des Buches vorgestellt und diskutiert werden, ist auf die Form einzugehen, denn es handelt sich um eine Verbindung verschiedener Textsorten: Das Buch besitzt autobiographische Anteile, in denen Gumbrecht in einzelnen Episoden von seiner Herkunft und Kindheit, seiner Zeit im Sozialistischen Deutschen Studentenbund und aus dem Oberseminar seines Lehrers Hans Robert Jaufß berichtet. Ebenso erzählt er von seiner Umsiedlung und den intellektuellen Erfahrungen in den USA sowie von seinen Kindern und Enkeln. Diese Schilderungen sind anschaulich, lebendig, manchmal rührend, manchmal witzig-skuril, so etwa, wenn sein Sohn Marco ihn während längerer Heidegger-Studien unvermittelt fragt, wie man sich so ausdauernd mit einem Mann beschäftigen könne, der schließlich wie Adolf Hitler aussehe.

Die deutlich größeren Textanteile dienen allerdings der Beobachtung und Analyse kultureller Phänomene aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auch hier ist der Bogen weitgespannt: *Warten auf Godot*, Wolfgang Borcherts *Draußen vor der Tür*, Sartres *Das Sein und das Nichts*, Camus, Lyotard, spa-

nische Autoren wie Luis Martin-Santos, der Russe Juri Trifonow, aber auch Filme wie *Some like it hot*, Chansons von Edith Piaf und Gedichte von Celan und Benn werden behandelt. Es werden auch wichtige Phasen der politischen Geschichte kurz referiert, zum Beispiel der RAF-Terror und der ‚Deutsche Herbst‘ 1977, und schließlich werden auch Gebrauchstexte vorgestellt und gedeutet, etwa eine Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* vom 15. Juni 1948, dem Tag von Gumbrechts Geburt, ein Postkartenmotiv oder der Kinsey-Report.

Dieses denkbar heterogene Korpus wird zusammengehalten durch die zentrale These des Buches, dass sich nach 1945 ein Bewusstseinszustand entwickelt habe, den Gumbrecht Latenz nennt und den er genauso als Selbstgefühl beschreibt wie als umfassende Mentalität ausmacht. In einer Passage, die beides verbindet, heißt es:

So wuchs ich in der Erwartung heran, dass eines Tages etwas klar werden würde, etwas, von dem ich noch nicht wusste – oder noch nicht zu wissen glaubte –, was es war. Wer in der Gewissheit einer Präsenz lebt, die keine Identität besitzt, lebt im Zustand der Latenz. Wenn ich mich nicht sehr irre, teilten viele meiner Klassenkameraden und viele junge Deutsche meiner Generation dieses ebenso vage wie bestimmte Gefühl, dass die Zukunft einen entscheidenden Moment der Unverborgenheit für uns bereithalte. (S. 245)

Er führt diese Erwartungsspannung auf das Weiterwirken eines Zeitkonzepts zurück, in dem Vergangenheit als etwas gilt, das man hinter sich zu lassen habe, Gegenwart als reiner Übergang zu durchlaufen, die Zukunft als Möglichkeitshorizont zu erschließen sei. Da aber für seine Generation ein Wahrheitsereignis, auch wenn man es sich imaginierte oder es heranzwingen wollte wie um 1968, nie eintrat, besteht nun die Notwendigkeit einer Bearbeitung der eigenen Bewusstseinsgeschichte:

Meine Geschichte mit der Zeit (die, wie gesagt, vermutlich nicht auf mich als Person beschränkt ist) war also eine ständige und ständig enttäuschte Erwartung, dass sich etwas Entscheidendes zeigen würde – sowie das lebenslange Bemühen, die Bilder der Zukunft und der Vergangenheit an diesen wiederholten Kreislauf aus Erwartungen und Enttäuschungen anzupassen. (S. 246)

Einer solchen Bearbeitung dient zweifellos dieses Buch, und auch wenn es den Erwartungen, die in der frühen Sozialisation geweckt wurden, entkommen möchte, kann man darin doch einen Impuls erkennen, wie er in der Jugend von Sartre vermittelt wurde: aus der „Unwahrhaftigkeit“ (S. 117) auszubrechen.

Die Latenz wird als allgemeiner Bewusstseinszustand ästhetisch mit Samuel Becketts *Warten auf Godot* verifiziert, aus dem Gumbrecht wiederholt zitiert; durch diese und andere Variationen verleiht er seinem Buch auch einen Rhythmus. Es kommt aber auch zu Differenzierungen der Latenzdiagnose und zur Bil-

derung von Unterphänomenen, die in Kapiteln wie „Kein Ausgang und kein Eingang“ oder „Entgleisungen und Behälter“ erörtert werden. Darin finden sich aufschlussreiche Beobachtungen etwa zu Paul Celans Werk, in dem Gumbrecht das von ihm so genannte Behälter-Motiv ausmacht, hier im konkreten Bild des Kruges, der „Schutz und die Fülle des materiellen Lebens“ verspricht (S. 189).

Auf der anderen Seite interessiert sich Gumbrecht auch für Intellektuelle, die das Latenzgefühl und die damit verbundene Erwartungsspannung kritisieren wie Albert Camus. Spürbar faszinierend wirken auf ihn Autoren, die eine Gegenstimmung zu etablieren versuchen. Dazu zählt in der deutschen Literatur der späte Gottfried Benn, dessen lyrisches Werk der 1950er Jahre mit seinen visuellen „Klecksen“ (S. 162), „sinnlichen Berührungen der materiellen und physischen Welt“, präsentiert wird: „Nur noch flüchtig alles/Neuralgien morgens/Halluzinationen abends/angelehnt an Trunk und Zigaretten“ (S. 162) Im Anschluss daran kann Gumbrecht leicht zu Edith Piaf übergehen.

Es wird immer Spezialisten aus einzelnen Wissenschaften geben, die Gumbrechts Textauswahl kritisieren oder denen andere, besser zur Latenzthese passende kulturelle Phänomene einfallen. So würde ich statt Borcherts *Draußen vor der Tür* Wolfgang Koeppens Roman *Tauben im Gras* wählen. Mit der zentralen Figur des unschlüssig dahintreibenden Intellektuellen Philipp, aber auch mit anderen Figuren, die in diffuse Ängste, Hoffnungen und Handlungshemmnisse verstrickt sind, sowie mit der Schilderung Münchens als eine Stadt der Zerstörung und des unspektakulären Alltags, des Staus und der gleichzeitigen Leichtigkeit der Vorwärtsbewegung könnte Koeppens Roman die Latenzdiagnose stärken. Aber die Tatsache, dass man beim Lesen von *Nach 1945* sofort an Texte denkt, die in dieses Buch gepasst hätten, spricht für die Plausibilität und erkenntnisaufschließende Kraft der These.

Es wird auch Einwände gegen einige der ästhetischen Vorlieben oder Obsessionen Gumbrechts geben. Ich muss zugeben, dass mir die Heidegger-Verehrung etwas zu weit geht, erstens weil sie ästhetische Probleme von Heideggers Sprachverwendung ausblendet („Stiftender als Dichten/gründender als Denken/bleibe der Dank“, S. 269), mehr aber noch, weil sie bestimmte Gefahren eines Denkens, das die welterschließenden Leistungen von Subjektivität systematisch kleinredet und auf die Entbergung eines „Seinsgeschicks“ wartet, nicht in den Blick nimmt. Gumbrecht scheint mir hier der Gefahr des gewendeten 68ers zu erliegen, der die früher verbotenen Früchte ungehemmt nascht. Dazu passt auch, dass ein ehemals Gleichgesinnter wie Enzensberger harsch kritisiert wird. Ein weiterer Einwand richtet sich gegen die großzügige und manchmal unbestimmte Verwendung des Pronomens „wir“. Schon die Annahme einer mentalen generationellen Einheit ist diskussionsbedürftig, von weiter gehenden Universalisierungen ganz zu schweigen.

Aber damit beginnen schon die Diskussionen, zu denen dieses Buch auch durch seinen dialogischen, suchenden, fragenden Gestus einlädt. Vorher ist jedoch die Originalität Gumbrechts anzuerkennen, ist sein weitgespannter Horizont zu bewundern. Wie viele Intellektuelle gibt es, die so irritierbar, sensibel und produktiv sind? Er verwaltet nicht seinen Ruhm, hält nicht seine Position, bleibt nicht stehen. Es ist interessant, wenn er die Umorientierung seines Denkens durch den Impuls beschreibt, der von Lyotard ausging. Diese Fähigkeit, sich verunsichern zu lassen, ist bis in die Gegenwart spürbar, und selbst innerhalb von *Nach 1945* bemerkt man, dass die Ausgangsthesen weiter bearbeitet werden.

So erwägt Gumbrecht am Ende, ob der Leitbegriff der Latenz nicht eigentlich auf ein größeres Phänomen ziele, nämlich auf die Ablösung des Chronotopen ‚Geschichtsphilosophie‘ durch ein anderes Zeitkonzept. So könnten jene Mentalitäten, die er in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausmacht, Reaktionen auf die beginnende Transformation und Substitution des immer noch herrschenden, aus dem späten 18. Jahrhundert stammenden Chronotopen sein. Mit Friedrich Schlegel könnte man ihn so bestimmen: „Der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung, und der Anfang der modernen Geschichte. Was in gar keiner Beziehung aufs Reich Gottes steht, ist in ihr nur Nebensache.“<sup>1</sup> Man stellte sich aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunächst nicht der Einsicht, dass diese Idee von „moderner Geschichte“ gescheitert war, sondern litt an dem Ausbleiben von politischen Epiphanien, versuchte die beginnende Skepsis zu therapieren oder inszenierte ästhetisch und auch politisch Durchbrüche von „Wahrhaftigkeit“ und Ereignisse der „Unverborgenheit“. Erst seit 1989 würde zunehmend deutlich werden, dass wir in einer Gegenwart leben, in der heterogene Welt- und Selbstbeschreibungen nebeneinander existieren und in der geschichtsphilosophisch fundierte Notwendigkeitsbehauptungen ihr Fundament verloren haben. So erscheint Gegenwart als weitgespanntes Feld, als intransparentes Gewebe aus Dingen und Ereignissen. Dieser weiten Gegenwart kann man allerdings sowohl visuell wie auch rhythmisch erhebliche Möglichkeiten abgewinnen, wie Gumbrecht in einer der schönsten Passagen des Buches zeigt, in der er vor einem Gemälde von Jackson Pollock, sagen wir ruhig, meditiert.

---

**Dirk von Petersdorff:** Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Frommannsches Anwesen, Fürstengraben 18, D-07743 Jena, E-Mail: dirk.von-petersdorff@uni-jena.de

---

<sup>1</sup> Friedrich Schlegel, *Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801)*. Hg. von Hans Eichner. München–Paderborn 1967 (Kritische Ausgabe I,2), S. 201.